

Nr. 207. Bromberg, den 27. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

(9. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.

„O, verzeihen Sie," sagte er schnell gefaßt, „ich träumte eben etwas sehr Schönes." Da fragte sie lächelnd, ob sie das wissen dürfte, was er eben geträumt. Einen Augenblick bedachte er sich. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn er an irgendeinem einsamen Platze mit ihr gewesen wäre. Die vielen lachenden, schwatzenden Menschen, die an ihnen vorübergingen, störten ihn. Aber dann überdachte er es sich, daß Lo und Frau v. Dettenheim bald kommen könnten. Wer weiß, wann er mit Mi wieder einmal so allein war, und so sagte er schnell: „Aber gewiß dürfen Sie das wissen."

„Mir träumte, eine blonde, junge Frau hätte ich mir von meinem Seeaufenthalt mitgebracht; und das große, einsame Haus war voll Glück und Leben, und meine Eltern empfingen uns und freuten sich der Wahl, die der Sohn getroffen. Und die blonde Frau ward die Sonne ihres Alters und ihres großen Jungen Märchenfee, die sein Leben reich machte und schön, und sie lebten alle Tage herrlich und in Freuden; denn die Liebe guckte zu den Fenstern herein und aus den Augen heraus, und wenn sie nicht gestorben sind ... bis dahin ... dann wird das ... morgen schon lachende Wirklichkeit sein."

Er neigte sich zu ihr hinüber und sah ihr heiß und tief in die Augen.

Da brauste das junge Blut durch sie hin wie ein Feuerstrom.

„Gerhard Neßlingen ... ist's wahr, daß Sie ... daß ich?" ...

„Ja, Maria, es ist wahr! Sie sind mein Glück und meine Sonne! Sagen Sie ja, und ich reise noch morgen mit Ihnen zu meinen Eltern, um den Traum zur Wirklichkeit zu machen."

Da lächelte sie glückselig zu ihm auf. „So schnell geht das nicht. Erst müssen's doch auch meine Eltern wissen und „Ja!" sagen. Ja, richtig" und ein herzlicher Schelmenausdruck kam in ihre strahlenden Augen, „der Vater muß erst den Hausknecht wieder abbestellen, denn ich bin nun doch sehr einverstanden mit dem Fortgeholtwerden" ...

Wie sie jetzt von einem Hausknecht reden könne, sagte er, und war erstaunt. Da erzählte sie ihm den Zusammenhang, und er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Ein Weilchen waren sie noch allein, dann tauchten in der Menge der Promenierenden Rosi und Lo auf. Noch ein kurzer Händedruck, ein inniger Blick, dann standen sie auf und gingen ihnen entgegen.

„Gestatten Sie, Fräulein Lo, daß wir uns als Brautpaar vorstellen," sagte Gerhard Neßlingen. Lo stand wie eine Bildsäule.

„Aber ... das geht doch nicht so schnell, ihr kennt euch doch gar nicht."

Und dann sah sie in Mi's glückstrahlendes Gesicht, und Frau Rosi nickte ihr leuchtenden Blicks zu. „Geben Sie den zweien immerhin Ihren Segen, Fräulein Lo, ich glaube bestimmt, daß hier ein Band geknüpft wurde, das alle Bürgschaften echter Herzensharmonien in sich trägt."

Und Mi drängte sich an ihre Seite. Gern wäre sie der Schwester um den Hals gefallen, aber angesichts der vielen Menschen ging das nicht.

„Lo, freu' dich mit mir! Ich bin so glücklich, wir haben uns so lieb. Man braucht doch gerade nicht von Kindesbeinen an sich zu kennen, wie Irma und Alfred. Auch ein Bund, der in kürzester Zeit geschlossen ist, kann glücklich ausgehen."

Da gewann die herzliche Mitfreude an der Schwester Glück die Oberhand, und innig drückte sie beiden die Hand. „Gott segne euch! Ja, es ist wahr, wenn man sich liebt und vertraut und den guten Willen hat, einander vorwärts zu helfen in allen Dingen, die unserem Herzen seinen Wert und dem Leben die Weihe geben, dann kann's ja nicht fehlgehen. Aber nun kommt zu unserm Mutterchen! Ich glaube, wir hätten wenig Genuß am heutigen Konzert mit dieser funkelnagelneuen Neuigkeit im Herzen."

Frau Rosi stimmte dem völlig zu und meinte, da wolle sie doch auch lieber aufs Konzert verzichten und zu ihren Buben an den Strand gehen. Die zwei Kerlchen bauten mit wahrem Feuereifer unter der Obhut des mitgebrachten Stubenmädchens einen Backofen an den andern, und waren sehr erfreut, in der Mutter eine aufmerksame Zuschauerin zu haben, die mit Lob nicht kargte.

Unterdes kehrten die Zwillinge mit Herrn Neßlingen in ihr Hotel zurück. Frau Braun schrieb eben einen launigen Brief an ihren Eheherrn, als es klopfte. Ein bißchen unwillig rief sie: „Herein!"

Da standen sie vor ihr. Sie brauchten kein Wort zu sagen, sie las ihnen von den strahlenden Gesichtern ab, was geschehen war.

„Kinder!" sagte sie nur halb staunend und halb glücklich. Und noch einmal innig und herzlich: „Kinder!" Da flog ihr Mi um den Hals.

„Mutterchen! Liebes, gutes Mutterchen! Nun soll der Hausknecht antreten. Da ist einer, der mich fortholen will."

Über den blonden Kopf hinweg reichte sie Gerhard Neßlingen die Hand, die dieser an die Lippen führte. „Ihnen bleibt ja noch ein Töchterchen. Darum bitte ich Sie herzlich, geben Sie mir das süße Blondchen!

Meine Eltern hätten auch gern eine Tochter. Sie werden sehr glücklich sein über meine Wahl."

„Auch dann, Herr Neßlingen, wenn sie hören, daß Mi ein kleines Kirchenmäuschen ist? Außer dem guten Namen, den ihr Vater ihr vererbte, hat sie nichts. Für eine gute Aussteuer sorge ich freilich, aber" ...

Er hob abwehrend die Hände. „Gnädige Frau! Ich hab' es gottlob nicht nötig, bei meiner Werbung als erstes zu fragen: Wieviel bringt sie mit? Sondern, Gott sei Dank, bin ich in der beneidenswerten Lage, als erstes fragen zu können: Stimmt das Herz zum Herzen? Nun, und die Frage hab' ich mir mit freudigem „Ja!" beantworten können. Gewiß, wir leben nicht so aus dem Vollen, wie man vielleicht denken könnte, wenn man unsere Besitzung nur flüchtig sieht, aber es ist das da, was man behaglichen Wohlstand nennt, und ich denk' es wird dem kleinen Kirchenmäuschen genügen." Da waren alle ihre Bedenken besiegt, und sie gab freudigen Herzens ihre Zustimmung.

VI.

Lotte Jakobus an ihre Schwester Irma:

„Meine geliebte Alte! Wirst Du auch nicht auf den Rücken fallen bei der Neuigkeit, die heute zu Dir hingeflogen kommt? Was sagst Du denn?

Unsere kleine Mi ist eine Braut, und übers Jahr wird sie Frau Rittergutsbesitzer Neßlingen heißen. Sie wollte Dir selbst ausführlich schreiben, aber eben wie sie angefangen hatte, kam der neugebackene Bräutigam, und da ist nun bloß

dieses kleine Billettchen geworden, was Du hier beigelegt findest. Sie bittet Dich durch mich herzlich, Du möchtest ihr doch nur aus ganzem Herzen Glück wünschen, denn ihr Erwählter ist der beste Mann, den Du Dir denken kannst. Ich will das nicht ohne weiteres sagen, dazu kenne ich ihn zu wenig, doch Frau v. Dettenheim, eine reizende Badebekanntschaft, die wir hier machten, stellt ihm das allerbeste Zeugnis aus. Er ist ein Jahr lang bei ihrem Vater, Herrn v. Süren, als Wirtschaftseleve tätig gewesen, und so weiß man doch wenigstens, daß er ein ruhiger, solider Mensch von sehr guter Erziehung und vornehmster Denkungsart ist. Er hat uns seine Verhältnisse klargelegt, und ich kann Dir mitteilen, daß dieselben glänzend zu nennen sind, wenn wir sie an den Umständen messen, unter denen wir groß geworden sind. In ein paar Tagen geht eine Photographie des Brautpaares an Dich ab. Du glaubst nicht, wie glücklich ich bin im Gedanken an die wunderbare Wendung, die unser Leben durch Dich bekommen hat, meine geliebte Alte! Wo wären wir heute, wenn Du den bewußten Entschluß nicht ausgeführt hättest? Das können wir Dir nie genug danken. Nun, ich hoffe zu Gott, der ja doch nie gute Taten unbelohnt läßt, daß Dir ein volles, reiches Glück erblühen möge in der Liebe Deines Mannes. Franz schreibt allerliebste Briefe, wie redlich er sich bemühe, dem verlassenen Papa Braun die durchgegangene Gattin zu ersetzen. Er ist sogar von dem Bewußtsein durchdrungen, daß ihm das restlos gelungen ist.

Weil nämlich Herr Braun einmal geäußert hat: So ein gemütlicher Schachabend unter zwei Männern wiegt einen ganzen Harem auf . . . Du kannst Dir sicher die Hochgefühle vorstellen, die unser Bruderherz bei dieser immerhin ein bißchen gewagten Behauptung beseelen."

Als sie soweit gekommen, war eigentlich alles gesagt, was sie der Schwester zu sagen hatte. Und sie wollte nun schließen. Da kam ihr der Gedanke: Wie, wenn ich Irma die ganze Sache mit dem Leutnant beichtete? Aber gleich wieder verwarf sie ihn. Nein, da jetzt doch alles aus war, so hatte es keinen Sinn, die Schwester einzuweihen. Ja, wenn noch die Briefe so hin und her flögen wie damals im Frühling! Aber das alles war vorbei. Jetzt strich der Wind über die Stoppelfelder, und die paar kurzen, leuchtenden Sommertage, die noch kommen würden, waren nur ein letzter Sonnengruß der hellen, goldenen Zeit; dann kam der Herbst und der Winter. Sie fröstelte bei diesen trüben Gedanken, und eine heiße Sehnsucht wachte in ihrem Herzen auf, es möchte im Lenz wieder so werden, wie es gewesen, als die Veilchen blühten und die Lerchen sangen. Gerne gäbe sie allen Glanz ihres jetzigen Lebens hin für die innige Freude, die ihr diese herzlichen, aufrichtigen Briefe gebracht.

*

Durch die Verlobung wurde das ganze Reiseprogramm auf den Kopf gestellt. Gerhard Neßlingen hatte dieselbe seinen Eltern telegraphisch mitgeteilt, und umgehend traf die herzliche Zustimmung derselben ein, zugleich baten sie aufs herzlichste um den Besuch der Jakobusschen Damen und ihrer Pflegemutter, und so rüstete man denn zur Abreise, um diesem Wunsche zu willfahren.

Rosi war sehr betrübt, als sie es hörte. Und sie bat aufs Innigste, sie doch wenigstens auf der Rückreise in Dettenheim zu besuchen.

Sie hatte einen Hintergedanken dabei, die lustige, blonde Frau.

Lo Jakobus, meinte sie, wäre eine prächtige Frau für Hans Wilhelm. Ganz das, was er sich immer gewünscht. Blühend und gesund, heiter und praktisch, von gediegener Bildung und jenem herzig aufrichtigen Wesen, das dem ihren so nahekam. Natürlich, man mußte dem Jungen ein bißchen zu Hilfe kommen. Mußte ihm ein hübsches, anmutiges Mädchen appetitlich nahe präsentieren, und das andere fand sich dann von selbst. Im Herbst nahm er den Abschied, um dem Vater in der Wirtschaft beizustehen. Das war schon ein erleuchteter Gedanke, aber so allein konnten die zwei Männer doch nicht in Süren sitzen. Es mußte ja ein Winter werden, der einem das Gruseln beibrachte. Und so mußte man dafür sorgen, daß schon im nächsten Jahre eine junge Frau da schaltete und die Grillen austrieb. Also da würde sie, Rosi, nur ein bißchen Schicksal spielen.

Hans Wilhelm mußte sich in Lo verlieben, das war für sie ohne Frage. Ein solch prachtvoller Mensch, wie Lo war, den hat man nicht ungestraft ein paar Wochen um sich. Und daß sie sich oft genug sehen konnten, dafür würde sie schon sorgen.

Sie war sehr enttäuscht, als Frau Braun in ihrer herzlichen Art ihr eröffnete, daß das jetzt nicht ginge. Wenn man Mi den Neßlingens präsentiert hatte, dann war es Zeit, nach B. zurückzukehren, denn Ende Oktober kamen Irma und Alfred nach Haus. Bis dahin war noch viel einzurichten und zu besorgen. „Aber wie wär' es denn, wenn Lo im Frühjahr mal nach Dettenheim käm'? So um die Osterzeit?" Schon immer hatte sie sich's gewünscht, mal den Frühling auf dem Lande zu verleben, und wenn es Frau v. Dettenheim nicht unbescheiden fände, daß Frau Braun diese freundliche Einladung für ihr Pflegetöchterchen gewissermaßen aufspare, so . . ."

„Aber gerne geh' ich darauf ein," versicherte Resi herzlich. „Das ist ein brillanter Gedanke! Wenn die Krokusse und die Veilchen blühen, da kommen Sie also und Fräulein Lo, und dann belauschen wir den Lenz, wie er aus den alten Apfelbäumen, die man schon mehr alte Besen nennen könnte, so nach und nach die wahren Märchenprinzen macht, angetan mit rosafarbener Seide und schön wie ein Traum."

Lo war von dieser Aussicht entzückt, und als sie mit Frau Braun allein war, meinte sie: „Mütterchen, es ist bald zuviel des Glücks, das sich über uns ergießt" . . .

Nach einem sehr herzlichen Abschied von Frau Rosi reisten alle vier am zweitnächsten Tage nach der Besitzung Neßlingens ab.

Es war eine recht kurzweilige Fahrt trotz des vielen Umsteigens und zeitweisen Anschlußabwartens. Das Brautpaar und Lo waren in rosigster Laune. Und man kam aus dem Lachen und Scherzen nicht heraus. Einmal fragte Mi die Schwester: „Lo, der Vater ist erst ein Vierteljahr tot, und ich bin so unverschämt glücklich." Da drückte ihr Lo die Hand: „Du, denk' daran, wie er sich freute, wenn er uns sehen könnte, und genieße dein junges Glück ohne Gewissensbisse." Da war sie gleich wieder beruhigt . . .

(Fortsetzung folgt.)

Blutschreck.

Jagdskizze von **W. von Bosenstein.**

Dort, wo das jähe Gefelse der Hohen Tatra sich am wildesten in den Himmel reckt, wo durch Wetter und Frost Windwurf durcheinander liegt, befindet sich im Gestein eine dürftige Höhle. Tagsüber scheint die Sonne hell und warm herab auf die zerklüftete Landschaft; Eidechsen rascheln im Gras und der Seidenschwanz singt auf einem Zweige dicht überm Eingang sein schlichtes Lied.

Doch wann die Sonne zur Rüste geht und die hohen Steilwände in ihr Gold taucht, wird's lebendig im dämmerigen Loch. Ein unterdrücktes Knurren, ein miauender Laut kündet das Erwachen des Räubers, der darin haust.

Bedächtig kommt nunmehr der Kopf zum Vorschein. Aufmerksam spähen die grünfunkelnden Seher, und die Lauscher mit den langen Ohrpinseln drehen sich zuckend immerfort.

Alles ist still. So tritt denn Freund Luchs vollends ins Licht des scheidenden Tages. Der geschmeidige, hochgestellte Körper im gefleckten, goldfarbenen Fell verschwimmt mit den Felsen in eins, und nur außerordentlich scharfe Augen vermöchten jetzt das Tier zu entdecken: starr, wie aus Erz gegossen, steht es da und sichert wieder und wieder. Nur die äußerste schwarze Spitze der Rute zuckt leicht. Dann eine kurze Flucht, und er ist verschwunden.

Talwärts führt sein Weg, denn erst tags zuvor vernahm es das leise Mahnen eines Rottieres. Das konnte nur dem Kälbchen gelten!

So gleitet er durch die Stauden, lautlos, einem Schatten gleich. Hin und wieder hält er an und lauscht — doch nichts rührt sich. Keine Gefahr weit und breit, aber auch keine Beute! Mittlerweile geht es schon auf den Morgen, und der Magen meldet sich ungestüm, denn nur ein simples Haselhuhn war die Tagesmahlzeit.

Nun hat es aber den Wechsel des Rotwildes erreicht. Eine alte Eiche soll ihm hier zur Warte dienen. Leicht schwingt er sich ins Geäst.

Just über den Wechsel hinweg ragt ein starker Ast. Auf diesen duckt sich der gelbe Räuber der Länge nach fest angeschmiegt. Erstaunt blickt das Eichhorn, das vor ihm flüchtend in den Wipfel fuhr: „Wo ist denn Blutschreck geblieben?" denkt es. „Eben sah ich ihn noch, und nun ist er vom Ast verschwunden . . ."

Ohne die geringste Bewegung lauert der Luchs. Da — eine halbe Stunde mochte vergangen sein — fährt ein grüner Strahl aus den blinzelnden Sehern! Sein feines Ohr hat leichte Schritte vernommen. Sie nähern sich seinem Versteck. Aus dem Dickicht tritt ein stolzer Vierzehnender, nimmt Wind, äugt, tritt unruhig hin und her. Zwar vermag er nichts wahrzunehmen, doch ist ihm, als lauere eine unsichtbare Gefahr.

Wohl zehn Minuten verhofft der Recke zur Bildsäule erstarrt, dann setzt er den gewohnten Weg zur Äsung fort. Gemütlich bummelt er unter einem dicken Ast hinweg — da fährt ein gelber Teufel senkrecht herab!

Wild schlagen die Stangen nach hinten, doch der Mörder hat ihm schon die furchtbaren Pranken ins Genick ge-

schlagen. Weit beugt sich der geöffnete Rachen mit den blitzenden Fängen nach vorn und beißt sich in die Drossel fest. Mit einem ächzenden Laut rasselt der Hirsch zusammen.

Leichter, kühler Frühwind streicht über den Hochpaß und läßt die grauen Nebelschwaden wallen. Schwere Tropfen hängen in Gras und Stauden wie Tränenperlen des Waldes.

Unter der Eiche aber rauscht und schmatzt es. Aus zerrissener Schlagader säuft der Blutschreck edelstes Getränk, das ihm den dunklen Namen gab.

Der Einbrecher.

Von Hermann Wagner.

Friedrich Kortner trank den Rest seines roten Burgunders aus und klopfte dann auf den Tisch, um zu zahlen. Drei geleerte Flaschen standen vor ihm. Die Weinstube war schon fast leer. Friedrich Kortner befand sich in einem Zustande, den man ruhig als einen gelinden Rausch bezeichnen konnte.

In diesem Zustande fühlte sich der junge, elegante und in jeder Beziehung hoffnungsvolle junge Mann sehr wohl. Er, der auch sonst viel von sich hielt, schätzte sich doppelt und zehnfach hoch ein und war bereit, es mit der ganzen Welt aufzunehmen. Er war lüstern nach nächtlichen Abenteuern, sah sich in seiner lebhaft beschwingten Phantasie gefährliche Boxkämpfe ausfechten, und die Muskeln seines gut durchtrainierten schlanken Körpers strafften sich, wenn er es sich im Geiste ausmalte, wie er etwa drei Burschen, die ihn überfielen, mit drei wohlgezielten Kinnhaken im Nu kampfunfähig machte. Oh, er war ein durchaus patenter Mensch. Man sagte es ihm nicht umsonst nach, daß er den Typ eines jungen, modernen Mannes darstellte, der mit allen Dingen dieser Welt spielend fertig wurde.

Friedrich Kortner zog seine dicke Brieftasche und zahlte. Der Kellner half ihm respektvoll in den leichten Sommermantel. Auf der nächsten Straße draußen winkte Friedrich Kortner eine Autodroschke heran, nannte dem Chauffeur seine Wohnung und stieg ein. Der Wagen flitzte leicht dahin. Friedrich Kortner lehnte wohlig in den Polstern und spann in vortrefflichster Laune seine kühnen Träume weiter.

Da hielt mit einem leisen Ruck der Wagen. Friedrich Kortner stieg aus und entlohnte den Chauffeur. Er schloß das Haustor auf und stieg die breite, mit einem Teppich belegte Treppe zum ersten Stock hinauf. Er besaß in dem feinen Haus eine nicht minder feine und große Junggesellenwohnung.

In dem Bestreben, den Freund, der seit einigen Tagen bei ihm zu Besuch war, und der im Fremdenzimmer schlief, nicht zu wecken, schloß Friedrich Kortner geräuschlos die Tür zu seiner Wohnung auf. Und kaum, daß er den Korridor betreten hatte, sah er sich zum erstenmal in seinem Leben einem wirklichen und gefährlichen Abenteuer gegenüber. Vor seinem Kopf tauchte nämlich plötzlich die Mündung eines Revolvers auf. Ein Strolch war es, der ihn vermöge dieses Revolvers kurz und unheimlich bestimmt aufforderte, die Hände hochzuheben. Friedrich Kortner kam diesem Befehl gehorsam nach. Er war zu Tode erschrocken und merkte jetzt, daß zwischen Phantasie und Wirklichkeit ein Unterschied besteht. Er war leichenblaß, zitterte und tat willig, was der Einbrecher vorschrieb.

„Junger Mann," sagte dieser, „Sie werden jetzt in diesem Zimmer bleiben und sich nicht rühren. Wenn Sie auch nur einen Ton von sich geben, schieße ich Sie nieder."

Mit diesen ebenso kurzen wie drastischen Worten schob er Friedrich Kortner in dessen Arbeitszimmer. Der junge Mann aber, als er von der unmittelbaren Nähe des drohenden Revolvers befreit war, atmete auf. Im Nu hatte er ein wenig Mut. Schnell verriegelte er von innen die Tür seines Arbeitszimmers. So, nun konnte der Einbrecher, der offenbar ungestört die Wohnung nach Wertsachen untersuchen wollte, nicht mehr zu ihm herein. Friedrich Kortner wischte sich den kalten Schweiß von seiner Stirn. Er fühlte sich vor dem Revolver sicher.

Im gleichen Augenblick aber dachte er an seinen Freund, der im Fremdenzimmer schlief. Was war mit dem? Schlief er noch? Oder war er von dem Strolch schon erledigt worden? Friedrich Kortner sah ein, daß es feig von ihm war, wenn er dem Freunde nicht zu Hilfe kam. Aber er hatte zugleich auch Furcht. Abermals erkannte er, daß er in Wirklichkeit nicht so unerschrocken und tapfer sei, wie er es in seiner Phantasie und in seinen Reden zu sein pflegte.

Da sah er den Fernsprecher auf dem Schreibtisch. Das war die Rettung! Auf die Gefahr hin, daß der Einbrecher ihn hören konnte, rief er das nächste Polizeirevier an. Einbrecher sei in seiner Wohnung. Man möge sofort kommen. Und aufatmend legte er den Hörer wieder auf den Tisch zurück, trat leise an die Tür und horchte. Doch er vernahm keinen Ton. War der Einbrecher gar nicht mehr da? Hatte er sich mit seiner Beute schon aus dem Staube gemacht?

Wenige Minuten später kam die Polizei. Friedrich Kortner entriegelte die Tür seines Arbeitszimmers. Er sah sich drei Kriminalbeamten gegenüber. Er war recht blaß. Hastig erzählte er, was ihm passiert war.

Man pochte an die Tür des Fremdenzimmers, in dem der Freund Friedrich Kortners schlief. Eine schlaftrunkene Stimme wurde drinnen laut. Was los sei? „Gott sei Dank", dachte Friedrich Kortner bei sich, „er lebt!" Und laut rief er: „Paul, öffne doch! Ein Einbrecher war da! Hast du nichts gemerkt?"

Paul Enderling öffnete und war sehr verwundert. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen. Nein, er habe fest geschlafen und nicht das Mindeste gehört. Ein Einbrecher? Unmöglich!

Die Polizei durchsuchte die Wohnung, fand aber von dem nächtlichen Eindringling keine Spur. Es war auch nirgends ein Schrank erbrochen. Alles stand oder lag noch genau so auf seinem Platz, wie Friedrich Kortner es verlassen hatte. Nichts war entwendet. Nicht einmal eine Stecknadel fehlte. Die Polizei durchsuchte daraufhin das ganze Haus. Von dem angeblichen Einbrecher war auch nicht das Geringste zu entdecken.

„Ich glaube", sagte Paul Enderling zu seinem Freund, „du hast geträumt". — „Oder waren Sie betrunken?" fragte mißtrauisch der Kommissar. — Doch Friedrich Kortner schwor, daß er völlig nüchtern sei, und daß sich alles so zugetragen habe, wie er es erzählt habe. Kopfschüttelnd entfernte sich die Polizei.

Paul Enderling aber gab Friedrich Kortner einen leichten Schlag auf die Schulter und sagte: „Gestehe es doch, Fritz, — du warst betrunken?" — „Nein." — „Doch! Denn wenn jener Strolch, der dich angeblich bedroht hat, wirklich hier gewesen wäre, — du wärest doch, so wie ich dich kenne, spielend mit ihm fertig geworden!"

Darauf wußte Friedrich Kortner nicht viel zu sagen, weil er fühlte, daß die Rolle, die er in dieser Sache gespielt hatte, keine besonders heldenhafte gewesen sei. — „Ich glaube", schlug Paul Enderling vor, „es ist das Vernünftigste, wir legen uns wieder ins Bett ... Oder fürchtest du dich?" — „Ich mich fürchten? Was glaubst du denn von mir? Unsinn!"

Und so gingen sie beide zu Bett, ein jeder in sein Zimmer. Obwohl Friedrich Kortner sich natürlich nicht fürchtete, sah er doch zuvor unter sein Bett, ob sich der Einbrecher nicht vielleicht dort versteckt habe. Dann schloß er sich fest ein. Aber er fand dennoch keinen Schlaf. Am Morgen stand er auf, traute sich aber erst dann aus dem Schlafzimmer heraus, als es Frühstückszeit war. Doch als er das Speisezimmer betrat, erschrak er zu Tode. Denn wen sah er? Den Einbrecher!

Wahrhaftig, der Strolch saß am Frühstückstisch und schien auf ihn zu warten. Immerhin, er sah bei Tageslicht etwas anders aus, als er es gestern bei Nacht getan hatte. Nicht gar so fürchterlich.

Friedrich Kortner prallte einen Schritt zurück, blieb dann aber stehen, als er wahrnahm, wie der Einbrecher lachte. Was hieß das? Friedrich Kortner wurde rot. „Mensch", sagte er halb entschlossen und halb noch ängstlich, „was erfrechen Sie sich denn?" Aber er unterbrach sich und rief dann mit plötzlich veränderter Stimme aus: „Paul, du?!"

„Ja, ich!"

Mit ein paar Handgriffen hatte sich Paul Enderling von seiner Maskerade befreit. Er stand auf und lachte. Er war der Einbrecher der verflossenen Nacht gewesen. Friedrich Kortner aber war so verdutzt, daß er sich kaum fassen konnte.

Er stammelte: „Was soll das heißen?"

„Die Sache war ein Scherz", erwiderte der andere. „Erinnerst du dich nicht mehr unserer Wette von vorgestern? Du erklärtest, daß es mir nicht gelingen könnte, dir Furcht einzujagen. Wie du siehst, ist es mir gestern dennoch gelungen. Du hast verspielt!"

... Seit jener Nacht war Friedrich Kortner nicht mehr ganz so sehr von sich eingenommen, obwohl er natürlich noch immer ein moderner junger Mann blieb, der in diese Welt paßte. Für alle Fälle schaffte er sich einen großen Hund an. Er tat das, wie er sagte, aus Liebhaberei.

Besitzt unsere Erde einen zweiten Mond?

Von Max Valier.

Diese Frage mag dem Laien in astronomischen Dingen müßig scheinen, denn er denkt gewiß: wenn wir einen zweiten Mond hätten, so müßten wir ihn schon längst gesehen haben. Indessen, so einfach liegt der Fall doch nicht.

Wenn wir uns recht überlegen, wie die Erde im Weltraum schwebt, wie sie einen Schattenkegel sonnenabgewendet weit hinaus wirft, dann zeigt sich bald, daß kosmetische Körper, welche unsere Erde in großer Nähe umkreisen, alle Aussicht haben, dem Forscherauge sich zu entziehen. Körper dagegen, welche in größerer Entfernung unsern Heimatstern auf seiner Bahn begleiten, müssen wieder eine gewisse Mindestgröße besitzen, um von uns gesichtet zu werden, selbst wenn sie wie der Vollmond noch so schön von der Sonne beschienen werden. Die Ausrechnung zeigt, daß z. B. an Stelle unseres großen Mondes ein kleiner Körper den Durchmesser von mindestens einem Kilometer haben müßte, um mit freiem Auge noch eben als mattes, bewegtes Sternpünktchen erkannt zu werden.

Die Aussichten, etwa vorhandene winzige Kleinmonde der Erde von wenigen hundert Metern Durchmesser zu entdecken, sind also gar nicht so sehr groß; immerhin ist die Möglichkeit von Zufallstreffern nicht ganz ausgeschlossen. Und es scheint in der Tat, daß schon mehrfach in den letzten 25 Jahren derartige Beobachtungen gelungen sind, bloß daß die meisten Entdecker an ihren Fund nicht glauben wollten. Beachtenswerte Ausnahmen bilden die folgenden beiden Fälle:

Am 12. Oktober 1920, nachmittags 1 Uhr 42 Minuten 35 Sekunden MEZ, gelang es nämlich zufällig dem Verfasser dieser Zeilen selbst, in Bozen (Südtirol) mit Hilfe eines 2½zölligen Fernrohres am hellen Tageshimmel, unweit des Ortes, wo sich die beiden Planeten Merkur und Venus befinden sollten, einen derartigen Kleinmondkörper von sichelförmiger Lichtgestalt zu erkennen, dessen Phase und Bahngeschwindigkeit (wie die nachherige Berechnung ergab) ganz und gar zu den kosmischen Bedingungen für einen die Erde nahe umkreisenden Kleinmond von wenigen Meterzehnern Durchmesser entsprach.

Am 24. Mai 1926, abends 8 Uhr 32 Minuten 30 Sekunden MEZ dagegen sichtete A. Spill in Annen (Westfalen) einen dunklen Körper, der vor der Scheibe des 13 Tage alten Mondes als deutlich wahrnehmbare kleine Kugel vorüberzog und dessen ganzes Verhalten wieder auf eine der Erdoberfläche nahe liegende Bahn hindeutet.

Aber auch noch von einer dritten Seite ist auf ganz anderem Weg das Vorhandensein eines erdnahen Kleinmondes kürzlich gefordert worden. Nach Meldungen aus Amerika will nämlich der bekannte dortige Astronom Pickering aus Störungen im Bahnlaufe unseres großen Mondes festgestellt haben, daß ein Körper von etwa 200 Meter Durchmesser, der nur 4000 Kilometer über dem Meeresspiegel die Erde in rund 3 Stunden umkreist, vorhanden sein muß, um jene Störungen hervorzubringen.

W. Spill glaubt nun tatsächlich, den von Pickering rechnerisch geforderten Kleinmond im Fernrohr gesichtet zu haben. Das ist wohl etwas voreilig geurteilt, aber immerhin: auch der bekannte Meteorberechner v. Niessl hat schon vor Jahren festgestellt, daß sich unter 400 von ihm abgeleiteten Meteorbahnen drei befanden, für welche sich als sehr wahrscheinlich ergab, daß der zum Schluß seiner Laufbahn als Meteor entflammte Körper vor seinem Einschuß in den Luftkreis unseres Heimatsterns die Erde bereits mehrmals als freier Kleinmond umkreist hatte. Und schon vor über 20 Jahren hat in Hamburg ein Herr Waltemath ein Buch über die Dunkelmonde der Erde erscheinen lassen, ohne damit freilich in Fachkreisen viel Anklang zu finden. Endlich folgt auch aus der immer mehr Interesse erregenden Welteislehre des Wiener Ingenieurs Hanns Hörbiger, daß unsere Erde dauernd von einem ganzen Schwarm freilich nur kurzlebiger Klein-Eis-Monde umgeben sein muß, die beim Einschuß große Hagel- und Wetterkatastrophen erzeugen.

Grund genug jedenfalls für die Liebhaber der Himmelskunde, mit Fleiß nach diesen Körpern Ausschau zu halten, beweisen doch diese Ausführungen, daß es selbst zwischen Erde und Mond noch allerhand zu entdecken gibt.



* **Eine Kamerapistole ist erfunden worden**, die namentlich für Polizisten von Vorteil ist. Der Pistole ist eine kleine Kamera beigefügt, die bei jedem Schuß ein Bild des Objektes aufnimmt.

* **Ein seltsames Bewerbungsschreiben.** Unter den Bewerbungsschreiben für den Bürgermeisterposten des Taunusbades Königstein fand sich auch das Bewerbungsschreiben eines 20jährigen Weinreisenden aus Berlin. Der strebsame junge Mann erklärte, daß er der Stadt nur zu seiner Wahl gratulieren könne, weil sie endlich einen tüchtigen Berliner brauche, der das auch für den Taunus notwendige Tempo schon in der Wiege gefühlt hätte. „Denken Sie daran, daß Lenin erst 18 Jahre alt war, als man ihn zum Führer der russischen Anarchisten machte! Man braucht nicht alt zu sein, um Besonderes zu leisten. Wenn Sie mich erst persönlich kennen lernen werden, werden Sie sagen, daß ich trotz meiner 20 Jahre ein primaprima Bürgermeister wäre. Ich diene Ihnen mit allerersten Berliner Offerten. Sollten Sie wider Erwarten auf mein Angebot nicht eingehen, so erlaube ich mir wenigstens für Ihren Ratskeller meine neue Serie bester Rheinweine zu den Originalpreisen von . . ." Leider verraten die Stadtväter von Königstein nicht, auf welches der beiden gewiß sehr günstigen Angebote sie eingegangen sind.

*

* **Unbegründete Furcht.** Der Prinz von Condé machte sich, nachdem ihn der polnische Reichstag 1697 zum König von Polen gewählt hatte, auf den Weg nach Polen. Er fuhr mit einem Schiff, das der tapfere Kapitän Bart steuerte, mit noch fünf anderen Schiffen von Dünkirchen ab. Dieses kleine Geschwader wurde von 19 englischen Schiffen hartnäckig verfolgt. Bart entging nur durch geschickte Manöver und Täuschungen den Händen des Feindes. Prinz Condé atmete auf, dieser Gefahr entronnen zu sein, als sie in Danzig landeten. Kapitän Bart aber meinte, er habe sich nicht zu ängstigen brauchen, die Engländer hätten sie doch nicht zu Gefangenen machen können. „Wer konnte sie daran hindern?" — „Mein Sohn! Er stand mit brennender Lunte in der Pulverkammer und hatte Befehl, auf ein bestimmtes Zeichen von mir unser Schiff in die Luft zu sprengen!" Der Prinz wurde bei diesen Worten leichenblaß. Als er bald darauf, da sich seine Krönung zerschlug, heimkehrte, wählte er den Landweg nach Frankreich.

*

* **Raupensuppe und Fliegenbrot.** Der chinesische Landmann schätzt den Genuß von Raupen insofern, als er gedörrte oder frische Raupen zu einer sog. „bunten Suppe" verkocht, wie er denn auch aus den Raupen des Seidenspinners eine fettige Schaumspeise zu bereiten versteht. Einen noch seltsameren Eßbrauch findet man indes bei den Negerstämmen, die die Küsten des Nyassa-Sees in Afrika bevölkern. An manchen Tagen ziehen nämlich dunkle Wolken von Millionen der winzigsten Fliegen über den See. Diesen Zügen folgen nun die Eingeborenen und fangen sie sehr geschickt ein, aber nicht, um sich von ihnen zu befreien, sondern um die Fliegenmassen zu Brei zu kneten und — Brot daraus zu backen. Und dieses Fliegenbrot ist eine so beliebte Speise, daß die Neger die gewaltigen Fliegenschwärme immer mit Freude begrüßen.

*

* **Käfer als Pelzschädlinge.** Es ist wenig bekannt, daß Pelzwerk außer durch Motten auch durch Käfer beschädigt werden kann. Als schlimme Pelzschädlinge haben sich nämlich nach den jüngsten Untersuchungen von Kuntzen zwei Käfer erwiesen, die zu der Gattung Anthrenus gehören, zu der auch der bekannte Schädling der Naturaliensammlungen, der sog. Kabinett- oder Museumskäfer zählt. Dieser kommt ebenfalls als Pelzschädling in Betracht, doch mehr für südlichere Gegenden, wogegen in Berlin eine andere Anthrenus-Art auftritt und viel Schaden anrichtet, weshalb man gegenwärtig verschiedene Verfahren erprobt, um den Käfer zu vernichten.

*

* **Vegetarische Hunde.** In Baroda in Indien ist ein indischer Millionär namens Arjun Lalshet auf den Gedanken gekommen, Hunde vegetarisch aufzuziehen. Der Maharadscha von Gaekwar hat dem Millionär ein Riesenstück Land verkauft, auf dem er seine Versuche anstellen will und das er zu einer richtigen Hundestadt ausgestalten will. Lalshet ist Angehöriger einer indischen Sekte, die bestreitet, daß Tiere, insbesondere Raubtiere, unbedingt vom Töten anderer Tiere ihr Leben fristen. Aus diesem Grunde sollen die Hunde von Reis, Mehl, Milch, Butter und dergleichen genährt werden, und Lalshet hofft dadurch mit der Zeit eine Hunderasse zu züchten, auf die Fleisch überhaupt keinen Reiz mehr ausübt. — Es kann also in Zukunft, wenn die Sache gelingt, Kohlrabi-Dackel, Reispintscher, Butterschnauzel, Mehldoggen, Sauerkrautbernhardiner . . . geben. In der Tat eine höchst vielseitige Auswahl!

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.